

Dolly

Autor(en): **Döbeli, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

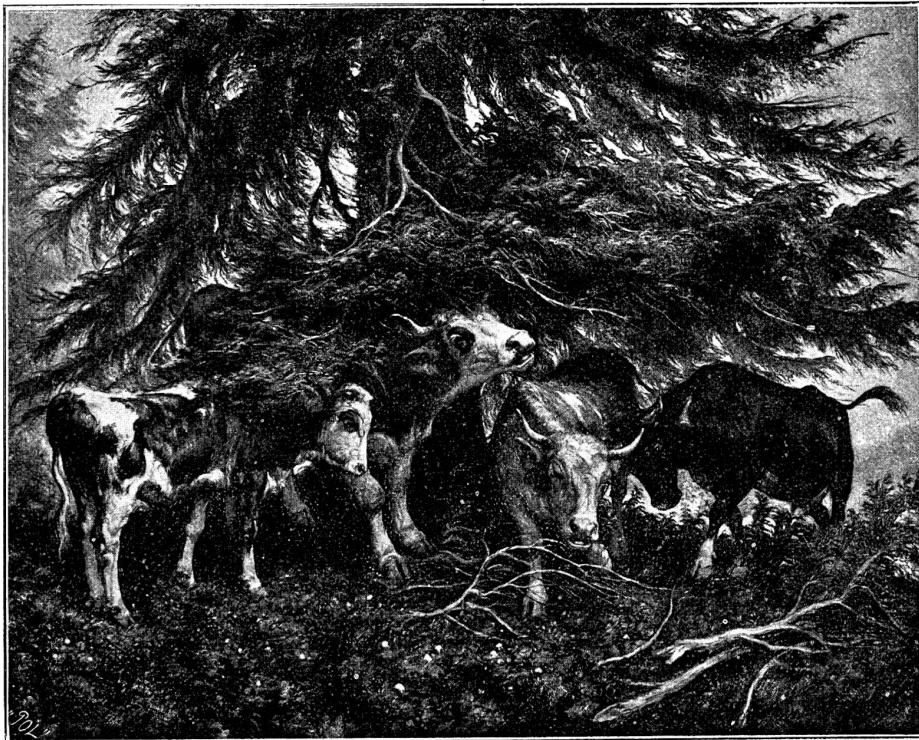
Dolly.

Novellette von M. Tobeli, Grindelwald.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sie war keine Schönheit, die kleine, schwarze Dolly und sie bildete es sich auch nie ein, es zu sein. Nichtsdestoweniger war sie in ihrer köstlich kindlichen Naivetät, in ihrer lauteren Herzensgüte und dem schuldblosen Uebermut ihrer zwanzig Jahre ein liebreizendes Geschöpfchen, in dessen große, träumerische Schwarzaugen die Männer gar zu gern blickten, wenn es der harmlosen Dolly einmal einfiel, sie forschend oder gleichgültig auf den einen oder andern zu richten. Nicht bloß die Männer, auch die Frauen mochten das Mädchen ganz gut leiden, letztere wohl infolge seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Dolly wußte ja auch so klug und herzlich zu plaudern, so silberhell zu

nisse sorgte, das war selbstverständlich Dollys Pflicht — sie that es ja so gerne. Sie wurde dafür reich belohnt, nicht durch Geld oder Geschenke — Dolly nähme solches nicht an — aber durch seine Freundschaft und durch sein Vertrauen. Erst einige Monate kannten sich die zwei, aber es dünkte sie, sie wären sich immer nahe gewesen. Sie beide hatten dieselben Götinnen: Wahrheit, Offenheit; unter ihren Fahnen hatten sich ihre Geister rasch gefunden und verstehen gelernt. Fred plauderte mit seinem klugen Hausfräuchen über alles, was immer ihn bewegte, über seine Sorgen und Freuden, über Erfolg und Mißgeschick. Ihr idealer Sinn erfaßte und verfolgte alles so



Unter der Wettertanne.
Nach dem Gemälde von R. Koller, Zürich.

lachen, daß man ihr nicht gram sein konnte, wenn sie ihre Wahrheitsliebe einmal gar zu offenherzig werden ließ. Sie selber kümmerte sich eigentlich wenig um die Menschen. Draußen am See hielt sie mit Papa und Großmama Haus und war das ewig unermüdete, sorgende Mütterchen. Ihre Freude war die erfüllte Pflicht, ein hübsches Buch und dann und wann eine Gondelfahrt auf dem See und — noch etwas — die Unterhaltung mit ihrem Zimmerherrn. Nicht etwa, daß ihr gegenseitiges Benehmen ein verliebtes gewesen wäre, o nein, und noch viel weniger hätte Dolly die Behauptung gelten lassen, daß sie den stattlichen, hochverehrten Künstler Fred von Alden heimlich liebe.

Sie wußte ja wohl, daß solche Liebe Thorheit wäre, Fred stammte aus hochangesehener Familie und hatte sich bereits den Künstlerruhm erworben, sie aber war ja nur ein armes, ungelehrtes Mädchen. Aber gut sein durfte sie ihm doch und ihn lieber haben als die andern Männer, die ihr eigentlich alle höchst gleichgültig waren. Er stand ja so allein in fremder Welt und hatte niemanden, der für all seine kleinen Bedürf-

rasch, nicht bloß seine Seele wußte er von ihr verstanden, auch seine Kunst fand an ihrem feinen Ohr den gerechtesten Richter oder Lobredner. Zwar Lob hörte er aus ihrem Munde selten. Aber wenn er im kleinen Salon des Hauses am Flügel spielte, wenn seine herrliche Stimme süß, wehklagend oder jubelnd durch die Räume klang und Dolly entweder mit feuchten Augen oder glückstrahlendem Angesichte ihm lauschte — dann war er's zufrieden.

Daß die herzensgute Dolly kein frohes Leben hatte, sah Fred bald. Die Großmutter war launig, kränklich. Der Vater ein ernster, verschlossener Mann, dessen Ideal die Moneten waren. „Das arme Mädchen!“ sagte Fred sich oft, „sie verdiente doch glücklich zu sein. Wenn sie nur einen Gatten wählt, der ihrer würdig ist.“

Er neckte sie einmal deshalb. Dolly ward etwas verwirrt, staunte dann auf die von ihm abseits liegenden Wände, die sie eigentlich schon sehr oft gesehen, und sagte kleinlaut, sie werde nicht heiraten.

Eines Abends kam er zu ihr ins Familienzimmer und da

geschah etwas, woran Dolly nie gedacht, was ihr ganz unmöglich schien.

„Wenn ich eine liebe Frau bringe, Dolly, werden Sie dieselbe auch lieb haben?“

Das Mädchen lachte übermütig auf. „Aber solche Scherze, Herr Alden!“

„Kein Scherz, liebes Hausmütterchen. Werden Sie ihr Einlaß gestatten, wenn — sie mich will? Sie ist schön, Dolly! schön, und — der Lorbeer krönt ihre Stirne.“

Dolly zitterte am ganzen Körper, Fred sah es in der Dämmerung nicht. Lange fand sie keine Antwort. Dann frug sie ihn, ob sie sich so recht innig verstehen. Das werde kommen, war seine Ueberzeugung, er habe die schöne Afra leidenschaftlich lieb, darauf beruhe alles Glück.

Und wieder geschah etwas Fremdes. Dolly eilte aufgeregt — ohne Antwort — von der Seite ihres Freundes weg aus dem Zimmer. Fred konnte aus dem Mädchen nicht klug werden. Es hatte doch sonst keine Launenanfalle, was sollte nur dies Benehmen?

„So, das ist wieder mein kleines Hausmütterchen, wie ich es immer kannte. Ich danke Ihnen für Ihre Segenswünsche, Fräulein Dolly, ich hoffe Schönes von der Zukunft.“

Und bald darauf hat er sie ihr vorgestellt, seine Afra. Ja, sie war schön. Warum hätte sie nicht einen Mann — selbst einen Mann wie Fred Alden — zu fesseln vermögen? Aber Dolly fühlte es in der ersten Stunde: ihr würde Afra ewig ferne stehen. Warum? „Sie ist nicht wie wir! Wenn er unglücklich wird? Wenn er ein eigensinniges Kind statt einem Weib sich freit und sie sich nicht verstehen?“

Freds Verlobung mit Afra that dem freundschaftlichen Verkehr mit Dolly wenig Abbruch. Der glückliche Bräutigam machte auch jetzt sein Hausmütterchen zur Vertrauten seiner Seligkeit und dieses war eine willige, geduldige Zuhörerin. Daß Dollys früheres helles Kinderlachen und ihr munteres Gepolter ziemlich verstummt, daß sie nicht mehr flink und fröhlich wie ein Vögelchen durch die Gänge hüpfte, sondern so sehr, sehr ruhig geworden, das fiel ihm nicht auf — ein heimlicher Seufzer durchklingt des Jubels Töne nie.



Der Eichenwald.

Nach dem Gemälde von Zünd, Luzern. — Das Original befindet sich im Künstlergärtli Zürich.

Arme, kleine Dolly! Schon zog im sternlosen Nachtgewand des folgenden Tages erste Stunde herauf, noch saß das Mädchen, das sonst immer zu dieser Zeit den Schlummer der Gerechten schlief, in seinem Schlafgemach. Mütterchens Lehnstuhl hatte es zum Bette seitwärts gezogen, da saß es, das Haupt in die Decke gedrückt, die Augen offen, über seinem Antlitz ein Ausdruck furchtbaren Seelenkampfes. So war es seit Stunden. Müde — müde an Leib und Seele, stand es endlich auf und entkleidete sich langsam.

„Warum bist du von mir gegangen?“ so frug es in heißer Sehnsucht vor dem Bildnis seiner Mutter, „vielleicht du verstündest dein Kind, die du selber unverstanden durch das Leben giengst.“ Am folgenden Vormittag, als Fred von Alden sein Zimmer verließ, trat ihm Dolly im Gang mit lächelndem Gesicht entgegen und bot ihm die Hand.

„Ich war recht unartig gestern, zürnen Sie mir nicht, es kam auch gar zu unerwartet. Ich wünsche Ihnen Glück aus tiefstem Herzen. Wenn Ihre Braut es Ihnen bringt, dann will ich sie sehr lieb haben.“

In Dollys heimatlichem Hause wurde der kleine Salon geräumt und samt drei weiteren Zimmern luxuriös für das junge Paar eingerichtet. Um das Wie kümmerte sich Afra nicht, Fred hatte dafür zu denken und zu gebieten. Da kam er denn hundertmal, die kleine Dolly um Rat zu fragen. Sie wußte auch alles so heimelig und mit Chic zu arrangieren. Dann kam sie, die junge Frau. Und wie bei den zwei Neuvermählten das junge, lachende Glück in leuchtender Schöne über die Schwelle hüpfte, da ruhte ein müdes Mädchen in den Armen eines längst bekannten, greisen, stummen Weibes, in den Armen des hartherzigen Leidens, das dem gemarterten Herzen nicht einmal Thränen vergönnte. Oft gingen oder fuhren sie aus, die jungen Gatten, Fred lud Dolly ein mitzukommen. Gewöhnlich dankte sie; dann und wann nahm sie die Einladung aus Anstandsrücksichten an und da schritten sie denn dicht mitflammen, das lichte Maienkind und das alte, starre Weib: Glück und Leid.

Eine Stunde aber kam, wo Afra ihrem Gatten mißmutig vorwarf, „Dolly und immer wieder Dolly! Als ob die Kleine alle Klugheit der Welt verschlungen hätte.“

Des Mädchens zarter Instinkt fühlte das bald heraus. Es zog sich zurück — o, so gern — alte Wunden aufzureißen thut so weh, wie neue schlagen.

Wochen, Monde gingen, während denen Dolly und Fred nichts weiter als flüchtige Grüße tauschten, während denen Fred mehr denn je außer dem Hause weilte und — je länger je mehr sehnachtsvoll klagende Lieder sang und unheimlich düstere Melodien spielte. Mit stehendem Schmerz gewann Dolly die Erkenntnis von der Seelenvereinsamung ihres Freundes. Sein helles Auge ward so schein, so trüb, so bitter zuckte es oft um seinen Mund.

Gewitternachmittag war es. Der Regen peitschte, der Sturm jammerte, Blitze zickzackten und unheimlich erklang das Brüllen des Donnergottes. Melancholisch grau farbte sich der See, auf seinem Spiegel türmten sich die Wellen, als wollte die eine wütend die andere überfallen. — Frau Afra war ausgefahren, Dollys Vater ebenfalls außer Haus, die schwerhörige Großmutter schlummerte. Dolly selbst befand sich in ihrem Stübchen, die Arbeit lag ruhig in ihrem Schooß. Ihre Ohren hörten zu dem schaurigen Donnergeräusch noch des einstigen Freundes aufgeregtes Hin- und Herwandern im Salon. Früher hatte er das nie getan. Und plötzlich klang an ihr Ohr so wilde, wehe Musik, so zügelloses Sichgehenlassen einer leidenschaftlichen, von tiefem, verzehrendem Schmerz durchglühten Fantasia, daß es sie nimmer stille hielt — leise — auf den Zehen schritt sie zum Salon unter die halbhohe Tür und lauschte mit wildpochendem Herzen. Als fühlte der Spielende des Mädchens Nähe, wendet er sich um, er sieht sie mit ihren Geisterblicken auf ihn starren und er stürzt auf sie zu, faßt in wilder Leidenschaft ihre Hand, preßt sie, als wolle er sie drücken und — sich und alles vergessend — sprudelt er die Worte hervor: „Dolly, so hast Du einmal wieder gelauscht? Weißt Du noch, wie schön es war, einst, da Du — —.“ „Sie vergessen sich, Herr von Alden.“ Wie das Mädchen bebt, wie seine Stimme stockt und zittert, wie es erschauert, selig erschauert unter der Wunderprache, die des Mannes Auge redet! „O Dolly, Du allein verstehst mich, warum habe ich es zu spät erkannt?“

Er will sie an sich ziehen, aber das Mädchen zuckt zusammen — zu spät, ja — und los reißt es sich mit fremder Kraft — „lassen Sie mich!“ Noch will er sie halten. „Sag mir nur eines, ob Du mich nie geliebt. O Dolly, meine innerste Seele gehörte Dir allein, ich Thor, warum hab' ich das nicht eher gewußt?“ — —

Im sein Herz zu fliegen, einmal den Arm um seinen Nacken zu schlingen, einmal — einmal ihn zu küssen und ihm zu sagen: Fred, ich habe Dich lieb — o so unendlich lieb — o wie die Sehnsucht nach diesem Glückesrausch einen Moment in ihrem Innern wühlte! Und doch, sie flog nicht an sein Herz, — gewaltig fort stürzte sie, fort in ihr Kämmerlein. Dort brach sie zusammen, sie wußte nicht, ob unter der Uebermacht ihres Glückes oder Schmerzes. Er hatte sie lieb — o, sie hätte jauchzen mögen, aber — „zu spät,“ schrie ihr Herz — zu spät.

Stunde um Stunde rann. Fred von Alden hatte gleich nach der Scene das Haus verlassen. Zehn Uhr mochte es sein, als er zurückkehrte. Ein verschlossenes Billet lag auf dem Tischchen seines Zimmers, er kannte die Aufschrift, sie war von Dollys Hand: Fred, lebe wohl, ich hatte Dich immer lieb, unsagbar lieb; ich war stark genug, Dein Glück zu schauen, — jetzt würde ich unterliegen. Ich bin ein Weib, Fred, stärker als ich würde meine Liebe. Leb wohl. — Tags darauf ruhte die kleine Dolly still und bleich auf weißen Linnen. Man hatte sie gestern Abend aus dem See gezogen; sie mußte sich mit ihrer Gondel zu weit hinaus gewagt haben und vom Sturm überrascht worden sein. — So sagte man. Fred saß brütend, stumm neben der Leiche, Afra, die alles wußte, stand ihm zur Seite. Leise legte sie ihre Hand auf seine Schulter. Fred, willst Du verzeihen und mich noch einmal zu lieben versuchen?

Todestraumig sah er zu ihr auf und von ihr weg, zur stillen, frühentschlafenen Menschenblume. Zart erfaßte er Dollys erstarrte Rechte und drückte auf die bleichen Lippen ehfruchtig voll den ersten einzigen Kuß. Dann blickte er fragend ernst und streng auf sein zitterndes Weib, seine Stimme klang müde: „Wir müssen unser Glück noch einmal suchen gehen, Afra, und daß wirs finden, das ist, was sie gewollt, sie — meine Dolly.“

Des Wiener Schubertbundes Schweizerreise

15.—30. Juli 1897.

Mit Abbildung.

„Dem Wissen treu,
Im Liebe frei.“

Sied! — Schubert! Wer vermöchte die beiden Begriffe zu trennen! Sind sie doch so aufs innigste mit einander verwoben, daß sich uns, wenn das Eine erwähnt wird, die Vorstellung des Andern unbewußt bildet! Und um wie viel mehr muß das der Fall sein, wenn ein Chor genannt wird, der nicht nur den Namen des unsterblichen Wiener Lieddichters führt, sondern sich auch die Pflege der Schubert'schen Chor-Kompositionen zur obersten Aufgabe gemacht und in der Wiedergabe derselben eine unübertroffene Meisterhaft hat,

Abolf Kirchl,
Chormeister des Schubertbundes.

wozu das liebevolle Studium dieser Werke und das markig frische, warme und schöne Stimm-Material des Vereines gleichmäßig beigetragen haben.

Wie sehr die Kunst in der ganzen Schweiz geschätzt wird und die Leistungen des „Wiener Schubertbundes“ anerkannt werden, mag man daraus ersehen, daß demselben von einer großen Anzahl größerer und kleinerer Städte Einladungen zugehen, sobald es bekannt wurde, daß der mächtige Männerchor in der zweiten Hälfte des Monats Juli eine Schweizerreise

plane. Aber die lustigen Wiener, die — wie wir hoffen — uns auch ihre hübschen Wienerinnen recht zahlreich mitbringen werden, wollen nicht bloß singen, sondern auch unsere schönen Berge und Seen genießen. Sie werden daher, auch in Zürich, nur noch an zwei oder drei anderen Orten konzertieren.

Der Schubert-Festnummer der „Neuen Musikalischen Presse“ entnehmen wir über den „Schubertbund“ folgende statistische Daten: Der Verein wurde im Jahre 1863 von Franz Mair in Wien gegründet. Er hatte ursprünglich 86 ausübende Mitglieder, — sämtlich Lehrer an Wiener Volksschulen, — deren lange gehegter Wunsch es war, den deutschen Männergesang zu pflegen.

S kaum vier Monate nach der Gründung trat der „Schubertbund“ zum erstenmal öffentlich auf, indem er Schuberts „Deutsche Messe“ in der Augustiner-Kirche zur Aufführung brachte.

Im Jahre 1864 erzielte der Verein in Wiener Neustadt mit dem Einzelvortrag von Schuberts „Nachtgesang im Walde“ aus Anlaß des I. Bundesfestes des niederösterreichischen Sängerbundes einen außerordentlichen Erfolg, im darauffolgenden Jahre betrat er zum erstenmale den Boden des Konzertsaales — im kaiserlichen Redoutensaale in Wien — und nun folgte Triumph auf Triumph. Die erste Sängerschaft fand im Jahre 1865 nach Gmunden statt.

Im Jahre 1870/71 erfolgte die Trennung des „Schubertbundes“ von dem Ersten Wiener Lehrerverein „Die Volksschule“, aus dem er hervorgegangen war. Hauptveranlassung dazu war der Umstand, daß die Statuten des letztgenannten Vereines der Entwicklung des Schubertbundes införmig im Wege standen, als sie Mitgliedern, die nicht dem Lehrerstande

